

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 198.

Freitag, 31. Juli.

1931.

... Achtung ... , ... Banktrach ... !

Polizeiroman von Carl Otto Winderker.

(1. Fortsetzung.)

Es dauerte eine ganze Weile, bis ihm ein Lichtschein verriet, daß man sein Signal gehört hatte. Nervös trat er von einem Fuß auf den andern. Vergeblich zündete er sich eine Zigarette an. Ihm fehlte selbst zum Rauchen die Ruhe.

Ein kleines, sehr dürrtügig bekleidetes Mädchen öffnete ihm die Haustüre. Chiari stürmte an ihr vorbei die Treppe hinauf.

„Machen Sie Kaffee!“, rief er der Erstaunten im Vorübergehen zu.

Ver schlafen und ohne die frische sportliche Farbe aus Rouge und braunem Puder, sah Fräulein Ellen Marx auf dem Bettrand. Sie lächelte spöttisch.

„Nun, mein Freund — hat die Geschichte geklappt?“

Chiari antwortete nicht. Erstaunt sah er in das weiße Gesicht des Mädchens, — es schien ihm, als sähe er es heute zum erstenmal. Ehe er antwortete, trat er zum Lichtschalter zurück und knipste das große Licht aus. Die Nachttischlampe genügte. Es war ihm mit einemal nicht möglich, das Gesicht des Mädchens länger zu sehen.

Dann begann er leise zu erzählen. Erschrocken hielt er inne, als das wohl dressierte Dienstmädchen an die Türe klopfte, um den bestellten Koffa zu bringen. Stumpf stierte er vor sich hin, während die Kleine ein Tischchen näherzog und Tassen und Kännchen arrangierte. Auch jetzt war sie ebenso dürrtügig bekleidet wie vorher, als das Hupen sie aus dem Schlaf gerissen hatte.

„Es ist gut — gehen Sie!“, machte Chiari endlich voller Ungeduld. Dem erstaunten Blicke seiner Freundin wich er aus.

„Was ist denn los, mein Junge?“ Mißmutig hatte sie eine Zigarette entzündet und sah nun Chiari erwartungsvoll ins Gesicht. „Meine Koffer sind gepackt ...“

Nun lachte Chiari höhnisch auf. „Packe sie wieder aus, mein Kind!“ Er schrie es mehr, als daß er es sagte. Und wieder zitterten seine Hände, wieder griff die irrsinnige Erregung nach ihm. Aufstöhnend kniete er vor der Frau nieder und preßte sein heißes Gesicht an sie. Wie gut tat diese menschliche Wärme, — das gab Halt — tröstete —

Aber die Frau lachte spöttisch.

„Warum bist du so sentimental, mein Kind?“

Er lag still, die Hände in den weichen Stoff ihres Morgenmantels verkrampft.

Ist es nicht sonderbar, dachte er, da hat man einen Menschen, den man liebt, von dem man glaubt, daß er wiederliebt, der den Alltag ausfüllt, der gütlich ist und es versteht, alles Graue, Häßliche zu nehmen, wegzuwischen mit einer zarten, wohlmanikürten Hand — so lange, bis man so weit ist, daß man die größte Dummheit seines Lebens unternimmt — und dann plötzlich sieht man, bei irgendeinem Geschehen, das ernster ist als Cocktail und Jazzmusik in der Hambitzerbar, — daß alles doch nur eine verdamnte Illusion war, die verfliegt, wie Rouge und brauner Puder, wenn man sich mit Creme für die Nacht zurechtmacht.

Chiari fühlte plötzlich eine schauerhafte Leere in sich, die selbst der Duft dieses Schlafgemaches nicht auszufüllen vermochte. Das spöttische Lachen der Frau

(Nachdruck verboten.)

klang ihm noch in den Ohren, er fühlte das Bedürfnis, sich irgendwie von dieser irrsinnigen Erregung zu befreien. Am liebsten hätte er seiner Freundin in das abgeschminkte Gesicht geschlagen, nur um ein Ventil für die innere Kompression zu öffnen.

Dies alles ekelte ihn an. Er stand auf, äußerlich beherrscht drehte er das Licht wieder an. Als er dabei in den Spiegel sah, erschraf er vor seinem eigenen Gesicht. Es war alt und verfallen, tiefe Schatten lagen unter seinen Augen, das Haar hing ihm wirr in die Stirn.

Wortlos, ohne Gruß, verließ er das Zimmer. Als er auf die Straße kam, war bereits heller Tag. Ein Auto mit Milchmann ratterte vorüber. Arbeiter, das Eßkännchen unter dem Arm, zogen in kleinen Trüppchen vorbei, die Nägel ihrer derben Schuhe schlürften auf dem Pflaster.

Es war kurz nach sieben Uhr, als Chiari endlich seine Wohnung erreichte. Er ließ den Wagen auf der Straße stehen. Der Diener öffnete ihm. Als Chiari das Vestibül seines Hauses durchschritt, erhob sich aus einem der Sessel mit vollendeter Höflichkeit Kommissar Weiß.

Als die Angestellten der Bankfiliale am Morgen nach dem Mord ihre Arbeitsstätte betraten, waren sie erstaunt, an Stelle des Portiers eine verschlossene Portierloge vorzufinden, vor der ein Polizist postiert war. Der „Grüne“ lächelte verlegen über die vielen erstaunten Blicke, die ihn trafen, eine Auskunft auf alle die neugierigen Fragen gab er nicht. Auch der Tagportier, dem man in der Ecke des Schalterraumes einen Tisch und einen Stuhl hergerichtet hatte, schwieg beharrlich.

Die Sensation verfehlte ihre Wirkung nicht. Kein Mensch arbeitete. Unablässig ging die Drehtüre, Reporter kamen, Pressephotographen und viele Kunden, deren Neugierde die Meldung in der Morgenpresse aufgestachelt hatte.

Um halb neun Uhr, noch hatte keine Schreibmaschine geklappt, noch war kein Kontoforrentbuch aufgeschlagen, kam Direktor Chiari in Begleitung eines Herrn, in dem man nicht unschwer den Polizeikommissar erriet. Der Direktor sah übernächtigt, müde aus. Er dankte nicht für den Gruß seiner Angestellten, eilig strebte er mit dem Beamten seinem Privatbüro zu, dessen Tür mit lautem Knall ins Schloß fiel.

Chiari nötigte den Beamten zum Sitzen. Er war jetzt viel ruhiger denn vorher, bot Zigarren und Zigaretten, ehe er sich in einen der Sessel niederließ.

Eine Zeitlang saßen sich die Herren gegenüber, in Nachdenken versunken. Kommissar Weiß brach als erster das Schweigen.

„Selbstverständlich hat der Einbrecher über die Schlüssel zur Bank verfügt. Wie ich festgestellt habe, war der Seitengang unvergeschlossen. Auch die Türe zum Kassenraum war offen. Es ist nur möglich, daß der Portier, durch ein Geräusch aufmerksam gemacht, den Eindringling bemerkte und, während er noch das Überfallkommando anrief, von dem Einbrecher, der sich verraten sah, erschossen wurde. Ich wäre Ihnen dankbar, verehrter Herr Direktor, wenn Sie die

Herren Ihres Hauses, die über einen Schlüssel verfügen, hereinbitten wollten.“

Chiari nickte. Er schellte der Sekretärin und nannte der Eintretenden mehrere Namen. Wieder saßen die Herren sich schweigend gegenüber, bis es an die Türe pochte und zwei Herren, Prokuristen der Bank, hereintraten.

„Herr Walker ist leider nicht im Hause,“ sagte der eine, nachdem er sich, wie auch sein Begleiter, vorgestellt hatte.

„Wer ist Walker?“, fragte der Kommissar den Direktor.

„Walker ist der Kassierer,“ erwiderte jener.

„Gut,“ machte Weiß, und zu den beiden anderen Herren gewendet, begann er zu erklären. Er schilderte kurz den ganzen Sachverhalt, fuhr dann lächelnd fort: „Sie werden verstehen, meine Herren, daß ich, ohne Ihnen zu nahe treten zu wollen, Sie bitten muß, mir ein Alibi für die heutige Nacht zu besorgen. Die Polizei ist gezwungen, jeder möglichen Spur nachzugehen.“

Die beiden Herren sahen sich verlegen lächelnd an. „Das ist sehr einfach,“ meinte der eine. Auch der andere zeigte ein sorgloses Gesicht.

„Noch eines,“ sagte der Kommissar, „ich möchte Sie doch bitten, mir zu sagen, wer außer Ihnen und dem Kassierer Ihres Wissens einen Schlüssel zum Bankgebäude besitzt.“

Obgleich Weiß das Gesicht den beiden Prokuristen zugewandt hatte, bemerkte er doch, wie Chiari bei dieser Frage zusammenzuckte.

„Ich sagte Ihnen doch bereits,“ warf er hastig ins Gespräch, ehe die beiden Herren antworten konnten, „daß außer mir, diesen beiden Herren, dem Kassierer und dem Portier niemand Schlüssel zum Bankhaus besitzt.“

Es entging Weiß nicht, wie der eine der Prokuristen die Hand hob, sie aber langsam wieder sinken ließ, als ihn ein Blick seines Direktors traf.

„Es ist gut, meine Herren“ sagte er, „ich danke Ihnen.“

Die Prokuristen verließen das Zimmer. Weiß zog nachdenklich an seiner Zigarre, sein Blick folgte den Ornamenten des Teppichs. Langsam griff er in die Tasche, dann besann er sich. Die Hand kam leer zurück.

„Wer ist Walker?“, fragte er aufsehend. Der Direktor zuckte mit der Schulter. „Mein Kassierer,“ erklärte er, „er ist Deutsch-Amerikaner und kam erst vor einem Vierteljahr aus den Vereinigten Staaten. Ich engagierte ihn sehr gerne, da meine Bank viel geschäftliche Beziehungen zu Amerika hat; und da Walker — mit dem ich sehr zufrieden bin — nicht nur englisch, französisch und deutsch, sondern auch ausgezeichnet italienisch spricht und ein überaus kluger und feiner Kopf ist, habe ich ihm in der letzten Zeit fast den ganzen Betrieb überlassen. Ein Verdacht auf ihn wäre selbstverständlich lächerlich.“

„Aha!“ machte Weiß. „Und wo ist Ihr Herr Bruder?“

Wieder fuhr Chiari zusammen. „Mein Bruder? Was soll diese Frage?“

„Es interessiert mich besonders, da Sie vorhin versagten, mir zu sagen, daß auch Ihr Herr Bruder über Schlüssel zur Bank verfügt.“

„Ich — ich vergaß das. Ich hielt es für überflüssig.“

Weiß antwortete nicht. Wieder schien er ganz mit seiner Zigarre beschäftigt, aber plötzlich huschte ein Lächeln über sein Gesicht.

„Verzeihen Sie, Herr Direktor, aber — hatten Sie vielleicht irgendeinen Grund, mir diese — „Neben-sächlichkeit“ zu verschweigen?“

„Ich verstehe den Sinn dieser Frage nicht,“ machte Chiari unfreundlich, „lassen wir doch meinen Bruder aus dem Spiel.“

„Wie Sie wünschen“, lächelte Weiß. Und wieder sagte er vorsichtig in die Tasche seines Jacketts, lächelnd zog er den in der Nacht gefundenen Handschuh hervor. Aufmerksam beobachtete er den Direktor. Aber scheinbar hatte er sich getäuscht, denn Chiari warf nur einen kurzen Blick auf den Gegenstand in der Hand des

Kommissars, ohne ihm weitere Beachtung zu schenken.

Weiß stand auf. „Ich bitte Sie, mir auch in den nächsten Tagen jederzeit Zutritt zu Ihnen wie zur Bank zu gestatten, bis ich in dieser Sache klarer sehe.“

Der Direktor fuhr auf. „Soll das bedeuten, daß ich überwacht werde?“

„Ich bitte Sie, das zu betrachten wie Sie wollen,“ sagte Weiß sehr höflich und verbeugte sich.

3.

Am Flugplatz Rehstod herrschte seit frühem Morgen eifriger Betrieb. Die Flugmaschinen wurden aus den Hallen gezogen, der kleine Tautwagen fuhr eilig hin und her, wie ein Spielzeug anzusehen zwischen den großen Metallvögeln, die ihre riesenhaften Flügel in die Luft streckten. Bereits jetzt saßen im Flughafenrestaurant die ersten Passagiere, um sich gegen die zu erwartenden üblen Begleitumstände der Reise durch Kognat zu stärken.

Gegen sieben Uhr kam das schweizerische Flugzeug von Basel. Nur wenig Fluggäste entstieg dem unförmigen Hochdecker. Inzwischen war auch aus der Stadt das Auto der Luftverkehrsgesellschaft und knapp hinter ihm das Postauto angelangt. Vor der Flughalle standen die zwei fahrplanmäßigen Maschinen für die Strecken Köln und Berlin. Der Propeller der Kölner Maschine war schon angeworfen, der Beamte der Luftansa forderte die Reisenden zum Einsteigen auf. Es waren nur zwei Gäste, die der Aufforderung folgten. Eine Dame, jung, elegant, mit einem seltsam traurigen Gesicht, so, als habe sie diese Abreise einen starken Entschluß gekostet. Der zweite Fluggast — er trug einen weiten, hellen Mantel, dessen Kragen hochgeschlagen war, und eine Reifemütze, die er tief in die Stirn gezogen hatte — nahm ihr gegenüber Platz. Er schien ein wenig erregt, vielleicht war es das erstemal, daß er eine Lustreise unternahm. Einen kleinen Handkoffer legte er vorsichtig auf einen leeren Sessel. Es schien sein einziges Gepäck zu sein.

Als der Boy die Türe der Kabine zuwarf und verschloß, zuckten beide Gäste zusammen. Irgendwie verband sie das Gemeinsame des Erschreckens. Beide sahen sich an und lächelten, vielleicht ohne es zu wissen. Jetzt erst sah die Dame das Gesicht ihres Gegenüber, ein junges, etwas blaßes, sehr energisches Gesicht.

Das Flugzeug zitterte. Der Pilot hatte seinen Platz eingenommen, jetzt wurden die Hemmschuhe weggenommen, holpernd, wie ein großes ungeschultes Tier rollte das Flugzeug über den Rasen, drehte, um gegen den Wind zu kommen, das stoßende Rollen ging in ein schwankendes leichtes Schweben über, in flacher Kurve erhob sich die Maschine vom Flugfeld gerade gegen die Sonne, die golden und glänzend hinter der Stadt aufging.

Man braucht eine Weile, bis man sich an diese Art der Fortbewegung gewöhnt hat. Der Wagen revoltiert zuerst ein wenig, man muß sich an den Gedanken gewöhnen, daß unter dem dünnen Metall des Kabinenbodens viele hundert Meter nichts als Luft, nur Luft ist, die ein fallender Körper in rasender Geschwindigkeit durchheilen würde, um irgendwo da unten, zwischen den weidenden Schafen oder auf dem Eisenbahngelände, das in der Sonne glänzt, zu zerschmettern. (Fortsetzung folgt.)

Wanderfreude.

Des Lebens holder Jubelklang
Umschwingt dich glodenrein und klar.
Und wieder lodt dich der Gesang
Der frohen Vöglein wunderbar.
Dein Herz ist wonnig besäugt
Und jeder Freude aufgetan.
Mit hellem Sonnenglanz geschmückt
Blickt dich die Mutter Erde an.
Und singend wanderst du hinein,
In dieses Glück der schönen Zeit.
Es strahlt und lächelt zauberfein
Aus allen Dingen wunderbar.

Kranz Cingia.

Das Nötigen bei Tisch.

Von Professor Dr. Ludwig Gurlitt-München.

Der bekannte Gelehrte sandte uns kurz vor seinem Tode nachfolgenden interessanten Artikel.

Wenn ich mir eine kleine Gesellschaft von lieben Gästen zu Tisch lud, sorgte ich natürlich für gute Beköstigung, Trank und Rauchwaren. So lange ich Junggeselle oder Witwer war, eröffnete ich die Tischunterhaltung mit folgender Ansprache: „Meine sehr verehrten lieben Gäste! Alles, was hier auf dem Tische aufgetragen wird, hat die Bestimmung, von uns gemeinsam verzehrt zu werden. Ich bitte Sie, die Schüsseln munter kreisen zu lassen und die geleerten Weinflaschen zu ergänzen. Erbst steht auf der Kreds nebenan. Ich bitte Sie auch, gehörig zuzugreifen, falls es Ihnen schmeckt. Genötigt wird nicht! Wer deshalb aus Bescheidenheit nicht zugreift, wird durch Schaben flug werden und bei nächster Gelegenheit das Verjämte nachholen. Sind die Herren mit diesem Programm einverstanden? Gut, so werde ich das Signal zum Suppen-Austragen geben.“

Auf diese Weise gewannen wir ungestörte Zeit zum Plaudern und Scherzen, neben dem Essen und Trinken.

Das änderte sich sofort, als ich in den heiligen Stand der Ehe eintrat. Ich war zweimal verheiratet. Beide Frauen stammten aus den sogenannten besten Kreisen, hatten die sorgsamste häusliche Erziehung genossen und wußten vor allem, wie man sich bei Tisch zu benehmen hat. Meine erste Frau war aus Wien und brachte von dort die gesellige Anmut der Österreicherinnen mit. Meine zweite Frau beherrschte als gute Bremerin natürlich die gesellschaftlichen Formen bis zur erschreckenden Meisterschaft. Da ich dagegen in meiner Unkultur nicht aufkommen konnte, gab ich als friedliebender und bescheidener Ehegatte in allen Dingen gesellschaftlicher Wohlstandigkeit gehorham nach.

Auch das Nötigen überließ ich zunächst meinen Frauen. Aber sie machten von diesem Rechte einen überschwenglichen Gebrauch. Eine vernünftige Unterhaltung wurde dadurch unmöglich. Herr Oberstudienrat Edelkropf hatte eben eine sehr reichliche Portion Gänsebrust mit behaglichem Schmaßen erledigt, dazu einen gehäuften Teller Kallaroni und drei Löffel Bratäpfel, als ihm meine Frau — nun ja, er war unser Renommiergast — eine zweite Fuhre Gänsebraten anbot. Anbot? Nein, ausdrängte, ihn geradezu anbettelte: „Aber bitte, Herr Oberstudienrat, so nehmen Sie doch! Schmeckt es Ihnen denn nicht? Erlauben Sie, daß ich Ihnen noch ein Stückchen vorlege!“ Der würdige Herr wehrte mit Händen und Füßen ab, und ich glaubte ihm gerne, daß er in seinem geräumigen Magen nicht die kleinste Nische mehr frei hatte. Zudem dachte ich mir: „Kalt schmeckt Gänsebraten auch gut.“ Nun wurde noch Lortz aufgetragen. Inzwischen war Herr Edelkropf wieder aufnahmefähig geworden, bediente sich mit einem Quadranten der biden Rüstorte, die ein Rosenzweig mit bunten Blättern und Blüten aus eingemachten Früchten auf weißem Zuderqu und ein zackiger weißer Kranz aus gleichem Stoffe schmückte. Nach Verschwinden der Gäste fragte mich meine Frau vorwurfsvoll, weshalb ich meiner Nachbarin nicht ein zweites Stück Kuchen angeboten hätte. „Ich tat es, aber sie lehnte es ab. Daraus habe ich ihr, ohne ein Wort zu sagen, das Stück auf ihren Teller gelegt.“ — „Das darfst Du doch nicht, eine Dame, d. h. eine richtige Dame, muß das beileibigen.“ — „Dann waren die hundert, die ich so bedient habe, keine richtigen Damen, denn sie haben mir alle mit lebenswürdigem Lächeln gedankt.“

Je lässiger ich im Anbieten wurde, um so mehr steigerten meine Frauen ihren Eifer. Ein Gespräch kam überhaupt nicht mehr zustande. Da sann ich auf eine List. Schon als Knabe habe ich mich geärgert, wenn mein Vater, der ein vortrefflicher Erzähler war, durch das ununterbrochene Nötigen meiner Mutter nicht zu Gehör kommen konnte. Ich erzählte daher, wenn an meinem Tische das gleiche Unheil anhub, mit erschütterter Harmlosigkeit eine Jugenderinnerung entsprechenden Inhaltes, einen Dialog meiner lieben Eltern:

„Als ich mit meinem lieben Freunde Friedrich Hebbel im Jahre ... Aber bitte, Herr Dr. van Kampen, nehmen Sie doch etwas Marktlöschchen in die Suppe! Doch nicht bloß zwei, nein, nein, greifen Sie doch ordentlich zu, Herr Doktor! ... Als ich mit meinem Freunde Friedrich Hebbel, dem großen Dichter, im Jahre 1847 in Rom ... Sie haben ja gar keine Kartoffeln genommen. Herr Schulz, auch die Tunkte haben Sie vorübergehen lassen. Kinder, reicht mal Herrn Doktor die Tunkte hin, das Fleisch ist sonst so trocken. Aber bitte, schöpfen Sie doch tiefer, unten liegen Steinpilze. Und nehmen Sie noch gleich ein Stückchen Braten hinzu! ... Als ich, wie gesagt, mit meinem lieben Freunde Friedrich Hebbel im Jahre 1847 in ... Aber was sehe ich, Herr Kommerzienrat, Sie haben ja gar kein Gemüse genommen. Wogen Sie denn keinen Wirsinghohl? Es sind Kastanien darin, und wenn Sie ordentlich Tunkte dazu nehmen, schmeckt es vorzüglich — in Rom bei Nacht auf dem Corso auf und ab ging, da entwickelte er mir ... Herr Hofgärtner, ich sehe, daß Sie schon lange Zeit einen leeren Teller haben. Ihnen ist doch nicht unwohl?“

Haben Sie denn gar keinen Appetit, es wird gleich Nachschub kommen. Vielleicht sagt Ihnen der mehr zu ... Da entwickelte mir mein Freund Hebbel in erschütternder Weise seine Ansichten über ... So, Herr Hofgärtner, hier ist die Milchspeise. Bitte, bedienen Sie sich!“

„Aber, Louis, so erzähl doch weiter!“

Da hob mein Vater mit dem Ausdruck der Verzweiflung die Schultern und sagte mit ruhrender Bescheidenheit: „Es geht ja nicht.“

Diese Geschichte begann ich an meinem Tische zu erzählen, sobald die verwünschte Nötigerei wieder einsetzte, und empfahl sie meinen Freunden für ihren Hausbedarf. Einer von ihnen, ein feiner Frauenkenner, fand die Geschichte zwar lustig, fragte aber: „Die Hauptsache, hat's denn bei Ihnen was genützt?“

„Ja, freilich, meine Frauen haben sich jedesmal schauerhaft geärgert.“

„Rein, ich meine, ob sie die verwünschte Nötigerei nun auch unterlassen haben.“

„Rein. Du weißt doch, lieber Freund, sie sind aus der krummen Rippe gemacht, du wirst sie nicht gerade ziehen.“

Der Hahn, der einen Brutofen baut.

Von Paul Cipper.

Ein Kuriosum aus der Tierwelt.

In der hintersten Ecke der Fasanengalerie steht eine große Boliere, anscheinend die Lagerstätte für Rehricht und Abfall. Ein hoher Berg von welkem Laub, Sand, Erde und morschem Holz füllt fast den ganzen Raum. Aber es lohnt sich, eine halbe Stunde davor stehen zu bleiben; denn das Talegalla-Huhn, das hier wohnt, gehört zur Familie der australischen Wallnitter, die sich von allen Vögeln der Erde wesentlich unterscheiden.

Dort oben auf dem höchsten Ast des Schlafbaums, sitzen Hahn und Henne, nicht gerade schöne Vögel, für Hühner reichlich groß, beinahe einen Meter lang. Sie gleichen etwas den Truthähnen durch ihre fast nackten Köpfe und Hälse, die leuchtend rot, knochig und verfälscht sind. Jetzt streicht der Hahn ab, entfaltet sofort eine seltsame, für ihn charakteristische Tätigkeit. Er spaziert und flattert auf dem Hügel hin und her, pickt bisweilen mit dem geierartigen Schnabel etwas vom Boden auf, aber hauptsächlich übt er sich in machtvollen Scharen und Graben. Er durchwühlt den ganzen Berg; seine starken Füße und Zehen feuern meterweit eine Wolke von Blättern und Erde nach hinten, links und rechts vom dachartig zusammengepreßten Schwanz, der wie ein horizontal getragenes Ruderblatt erscheint.

Dieser Talegalla-Hahn, dem als Unterscheidungszeichen von der Henne eine große grellgelbe Kunter vorn am Halse hängt, — baut einen Brutofen. Seit Wochen schon ist er am Werk, einen festen Kegelwall von vielleicht drei Meter Durchmesser aufzuschichten und zusammenzupressen, ganz allein. Denn er ist ein freitragender, eigensinniger Vursche und mag es gar nicht gern, wenn sein Weibchen ihm dabei hilft. Kommt auch sie vom Baum herab, um mitzuscharren und zu wühlen, schießt er giftig heran, verzagt sie mit einem heiseren Schrei, und vor zorniger Erregung sträubt sich sein schokoladenbraunes Gefieder. Sie soll sich jetzt ausruhen, vorbereiten auf ihr vornehmstes Amt. In der letzten Woche hat das Paar Hochzeit gehalten, in vierzehn Tagen ist der Nestberg wohl fertig.

Bis dahin wird es ja noch einigemal geregnet haben, auf diese Weise geraten die feucht gewordenen pflanzlichen Stoffe im Innern allmählich in Fäulnis, entwickeln eine beträchtliche Gärungswärme. „Der Brutofen ist geheizt.“

Nun kommt die Henne zu ihrem Recht; von der obersten Spitze des Walls gräbt sie eine senkrechte Röhre in den Moberg und legt ihr erstes Ei ab. Sie stellt es senkrecht in den Schacht und deckt Laub darüber. Dann muß sie sich wieder entfernen, denn immer noch fühlt sich der Hahn als Alleinherrscher, umkreist dauernd den Wall, scharrt hier eine Stelle frei, deckt eine andere zu, — er reguliert die Ofenwärme.

Aber am übernächsten Tag legt die Henne das zweite Ei und so fortan, bis ein Gelege von mehr als zehn Stück beisammen ist, außerordentlich große und dicke, blütenweiße Eier.

Damit ist eigentlich das Hühnerpaar aller Elternpflichten ledig. Die Henne kümmert sich um gar nichts mehr; der Hahn heizt weiter seinen Ofen, Woche um Woche, schleudert er, wenn trocknes Wetter ist, mit den Zehen neue Massen von Laub und Erde auf die Burg, damit der innere Kern feucht und brutwarm bleibt, trägt bei Regen Luftschächte, um zu verhindern, daß es drinnen allzu heiß wird.

So liegen die Eier bei einer gleichmäßigen Temperatur von etwa 35 Grad ihre von der Natur vorgeschriebene Zeit, und wenn der Berliner Zoo Glad hat in diesem Jahr, werden eines Morgens die jungen Talegalla-Hühner aus ihrem Geburtsgrab

auferstehen, ohne daß ihnen im geringsten dabei geholfen wurde. Sie werfen die Moderbede über sich zur Seite; erscheinen mit fertig entwickeltem Gefieder, wahrscheinlich schokoladenbraun wie ihre Eltern und ganz flugfähig. Drehm, der auch über diese seltsamen australischen Vögel genauesten Aufschluß gibt, berichtet, daß die im Londoner Zoo auf diese Weise erbrüteten Tiere während der ersten Zeit vom Vater Abend für Abend wieder in den warmen Ofen vergraben wurden.

In Berlin lebt im Gehege des Zalegalla-Huhns noch eine muntere Vogelgesellschaft: zwei Elstern, eine Rebelkrähe, eine Dohle und eine Rabenkrähe. Auch eine weiße Form der Dohle. Als ich bei einer meiner morgendlichen Beobachtungen ein Butterbrot aß, sahen mich die Krähenvögel aufmerksam an und kamen allesamt vorgelallert, hielten sich mit den Beinen an den Drahtmaschen des Gitters fest. Ich habe ihnen natürlich etwas abgegeben von meinem Frühstück; es begann neidisches Gezänk; aber ich konnte dabei eine interessante Feststellung machen: Die Dohle fraß nicht wie die anderen den ganzen Bissen auf, flatterte vielmehr plötzlich davon und häupte in die hinterste Ecke des Brütens des Wallnister. Und dort hat sie mit ihrem Schnabel ein kleines Loch gepecht, den Bissen hineingesteckt, und wieder zugegriffen — schmarogende Nugnießer — in der Zalegalla-Arbeit. Ich hoffe, sie vergißt nicht, wo ihre Vorratskammer ist.

Nachtleben in Rußland.

Von Magda Amann, München.

Polizeistunde bis 4 Uhr. — Ein Glas Bier 4 Mark. — Unerträgliche Fliegenplage.

(Aus einem Moskauer Brief.)

Wer das Nachtleben kennenlernen will, muß in eine der Gaststätten gehen, die meistens in der Nähe der großen Kinos liegen. Es ist eigentlich kein Platz für Fremde. Russische Arbeiter, Soldaten, Beamte und Studenten versammeln sich dort nach Schluß des Kinos. Sie trinken Bier, essen und unterhalten sich vor allem über den gesehenen revolutionären Film.

Die Musikpaville, 4 oder 5 Mann stark, sitzt auf einem Podium. Die Musik ist nicht schlechter und nicht besser, als in Berlin oder München. Vorwiegend werden russische Weisen gespielt. Fremden Geschmack werden keinerlei Zugeständnisse gemacht.

Bis 8 Uhr abends gibt es ein Menü, das aus 2 oder 3 Gängen besteht und bis 8 Rubel kostet. Nach 8 Uhr kann nur nach der Karte gegessen werden.

Die Lokale haben jetzt insofern eine Verlängerung der Polizeistunde erfahren, als sie auf Antrag, — ohne besondere Gebühr, — statt, wie üblich, um 2 Uhr, erst um 4 Uhr schließen dürfen.

Die Verwaltung hat festgestellt, daß der frühe gewalttätige Schluß der Gaststätten zu demoralisierenden Erscheinungen führt. Heimliche Zusammenkünfte in Winkelkneipen waren die Folge.

Um aber ausschweifendem Alkoholgenuß zu begegnen, ist man auf eine einfache Formel der Besteuerung des Aufenthaltes gekommen:

Bis 6 Uhr abends kostet das Glas Bier einen Rubel, ab 6 Uhr kostet es bis zum Schluß des Lokals 2 Rubel (4 Mark!).

Bier

Man muß diesen Ausdruck für das Getränk schon gebrauchen, denn es steht ja als solches auf der Karte verzeichnet. Es wird in den schweren russischen Gläsern ausgeschänkt und schmeckt für den Deutschen derart, daß er weder für das Getränk, noch für das Land Sympathie gewinnen kann.

Jedenfalls gibt es nirgends in Deutschland so schlechtes Bier. In Frankreich trifft man manchmal ein ähnliches, unter dem Namen Bier vertriebenes Getränk.

Bezeichnend ist, daß die Russen, sobald das Bier gebracht wird, aus den bereitstehenden Salzgläsern viel Salz auf den Schaum des Bieres schütten, um, wie sie sagen, den Geschmack zu erhöhen.

Trocken ist die Fliegenplage in den Lokalen. Mit dem üblichen russischen Fatalismus haben sich die Gäste daran gewöhnt. Fliegenpapier, Fliegengläser oder Ventilatoren sind unbekannt.

Man sieht in den Getränken viel Fliegen schwimmen, die der Trinker mit den Fingern herausfischt. Nicht immer. Manche scheinen den Geschmack der Fliegen zu schätzen.

Man kann überall feststellen, daß weit mehr Männer, als Frauen die Gaststätten bevölkern. Sie sind, fast ohne Ausnahme, mit der traditionellen russischen Bluse bekleidet. Etwa die Hälfte trägt einen Schlips darüber.

Die Frauen sind lebhaft und nicht unschön. Allerdings hat sich unser Geschmack durch „10 Jahre Dubikopf“ schematisiert. Das im allgemeinen graue und einförmige Bild wird belebt durch grelle Farben der Mäntel, die an schlechten Karneval erinnern.

Auch fehlt auf keinem Tisch der Blumentopf.

Aber man hat den Eindruck, daß im Rußland des 5-Jahres-Plans Freude und Blumen so recht nicht gedeihen.

Neue Bücher

* Ludwig Lag: „Die Befreiung aus dem Bann der gegenwärtigen Verhältnisse“. (Amalthea-Verlag, Wien.) Zur Befreiung aus dem Bann der gegenwärtigen Verhältnisse erarbeitet der Verfasser eine Anzahl von Reformvorschlügen. Sie beziehen sich auf die politischen Verhältnisse, die Landwirtschaft, die Industrie, die Verbesserung des weiblichen Geschlechtes, die Arbeitsverhältnisse und die Mittelschulen. Der Verfasser sieht das Heil in der Einführung eines überparteilichen Wahlsystems, in dem die Entfernung der machtpolitischen Mentalität aus der Gesetzgebung das Aufhören der Interessenkämpfe und eine gesunde Gestaltung der Außenpolitik gewährleistet. Die Erwerbskategorien werden ihre Interessen nicht in den Parlamenten, sondern in zwar staatlich organisierten, jedoch autonomen und unpolitischen Fachkammern wahrnehmen. Der Verfasser spricht sich über Aufgaben und Organisation der auf diese Weise zu schaffenden Landwirtschaftskammern, Industriekammern, Arbeiterkammern, Frauenkammern aus. Die Idee des Kollektivismus, der, wie es scheint, die zukünftige Wirtschaftsform bestimmt, steht hinter all diesen Vorschlägen, die zu durchdenken sich lohnt. Sehr erwähnenswerte Gedanken erörtert das Büchlein in dem Kapitel „Die Mittelschulen“. Man wird dem Verfasser in vielem widersprechen müssen, aber es scheint, daß er gerade das erstrebt. In den Kapiteln „Das Staatsgebilde“, „Der Patriotismus“, „Nationalismus“ hat sich die hausbackene Art des Verfassers die Aufgabe zu leicht gemacht.

* Kurt Siodmak: „Stadt hinter Nebeln“, Roman. (Verlag der Zeit-Romane, Deutsche Vereins-Druckerei AG., Graz.) „Stadt hinter Nebeln“ ist die phantastische Erzählung von einer Zukunftsmetropolis der Welt. Elektrizität und Chemie, Gastrieg und die geheimnisvollen Todesstrahlen sind die Mittel Dymoffs, des Mannes, der verborgen und allwissend hinter dem Gang der Ereignisse steht und sein grandioses, aber auch ebenso dämonisch-tödliches Werk schafft. Der äußersten Energieanstrengung und den wissenschaftlichen Kenntnissen einiger weniger Menschen gelingt es im letzten Augenblick, eine Weltkatastrophe zu verhüten. Beziehung zu den Ereignissen und Vorgängen der Wirklichkeit des Lebens und erregende, atemberaubende Darstellung kennzeichnen das interessante Buch.

* Alexander Castell: „Gefahr um 17“, Roman. (E. P. Thal u. Co., Wien 7.) „Die gefährlichste Klippe der jungen Mädchen um 17“ wird hier mit subtilem Verständnis für die Psychologie und Physiologie der Frau am Beispiel einer wohlbehüteten Siebzehnjährigen und im Rahmen eines fesselnden Gesellschaftsromanes zu fesselnder Wirkung gebracht.

* General Landwehr: „Hunger“. Die Er-schöpfungsjahre der Mittelmächte 1917/18. (Amalthea-Verlag, Wien.) Vom Februar 1917 bis zum Zusammenbruch war der Autor Vorsitzender des Gemeinsamen Ernährungsausschusses (Gemeinsamer Ernährungsminister) Österreich-Ungarns und einer der nächsten Vertrauensmänner Kaiser Karls. Die Ernährungsfrage war damals ausschlaggebend. Er bietet in seiner Darstellung ein bisher kaum bekanntes Bild des Kampfes, den die Monarchie um ihren Bestand gegen den Hunger geführt hat. Auf diesem Hintergrund schildert General Landwehr auch die letzten Rettungsversuche (Versuch zur Bildung eines Bundesstaates, Manifest vom 17. Oktober), die letzten gemeinsamen Wirtschaftsmah-nahmen und seine persönlichen Eindrücke. (Gespräche mit Slawenführern, Verhandlungen mit den neuentstandenen Nationalräten über die Lebensmittelversorgung Österreichs.) Die Charakteristik Kaiser Karls ergibt sich aus zahlreichen Stellen des Buches, in denen er handelnd auftritt und aus dem Abschnitt „Abschied vom Kaiser“. Einen persönlichen Abschluß bildet der Anhang, in dem der Verfasser die Hilfe würdigt, welche das Ausland nach dem Zusammenbruche dem neuen Österreich leistete.

* Ernst J. Löhndorff: „Amineh“, die zehntausend Gesichte Indiens. (Grethlein u. Co., Leipzig.) Löhndorff ist ein abenteuernder Globetrotter, dem die Sehnsucht nach der Ferne im Blute liegt. Hier durchzieht er in mancherlei Gestalt und mit wechselndem Glück das Wunderland Indien, als Liebling mandeläugiger Frauen, als Gehilfe von Schlangenhändlern und Tigerjägern vom Ganges bis zum Himalaja. Mit der Haut färbt sich auch die Seele, so daß er dem Geheimnis des Landes und den Mythen seiner Bewohner in fesselnden Abenteuern nahe kommt.